um dem Zustandekommen eines solchen Gesetzes Vorschub zu leisten. Das Reichsamt giebt sich dadurch den Anschein, speciell für eine Interessentengruppe gesetzgeberisch zu wirken, also seine Pflicht der Fürsorge für die Allgemeinheit gröblich zu verletzen. Wir wissen sehr wohl, daß dieser Schein trügt. Nicht dem Centralverbande deutscher Industrieller wollte das Reichsamt des Innern, als es ihn um Geld anging oder sich Geld von ihm sammeln ließ, zu Gefallen sein, es wollte eine von hoher Stelle ergangene Verheißung wahr machen, mit allen Mitteln wahr machen. Aus höfischen, nicht aus normalen politischen Rücksichten, ist dieser Schritt, eine Thorheit und eine Leichtherzigkeit zugleich, erfolgt. Dies ist das schlimmste an der schlimmen Sache, die übrigens — und das ist besonders bemerkenswerth — die „Berl. Corr." nicht zu rechtfertigen sucht, sondern lediglich falschen Darstellungen gegenüber aufklärt, um weitere falsche Schlüsse zu verhüten. Aus diesem Grunde ist es wohl auch überflüssig, auf die politischen und persönlichen Consequenzen sich zu verbreiten. Ist doch zudem die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der halbamtlich als „Anreger" und „Vermittler" der Spende des Herrn Buck genannte Director im Reichsamte des Innern Dr. v. Woedtke auf eigene Faust und hinter dem Rücken seines Chefs, des Grafen Posadowsky, gehandelt habe. Freilich wäre, auch wenn dies der Fall sein sollte, die Regierung nicht entlastet, denn unter halbwegs geordneten gouvernementalen Verhältnissen kann ein verhältnißmäßig untergeordneter, jedenfalls auch factisch unverantwortlicher Beamter — formell ist es der Staatssekretär Graf Posadowsky ja auch nicht — nicht den Gedanken fassen oder sich auf den Gedanken bringen lassen, sein Amt derartig zu compromittiren. Jedenfalls ist — gerade weil der Kanzler im Reiche der einzige verantwortliche Beamte ist — mit der Aufklärung der „Berl. Corr." die Sache nicht abgethan und kann es nicht sein, weil der Verdacht ausgeschlossen werden muß, bei einem von hoher Stelle verheißenen, z. B. dem Bunde der Landwirthe erwünschten Gesetzentwurfe könne mit Hilfe von Bundesmitteln Aehnliches in Scene gesetzt werden. So bestimmt aber die Erwartung ausgesprochen werden muß, daß der Aufklärung die Remedur folge, so vollständig gerechtfertigt erscheint aber auch einer in einem Theile der Presse hervorgetretenen „geschwinden" Rechtsprechung gegenüber der Ausdruck der Ueberzeugung, daß dieser böse Fall die Frage „Doppeltarif oder einfacher Tarif?" nicht beeinflussen kann und wird.

Der „Germania" scheint von Gesinnungsgenossen bemerklich gemacht worden zu sein, daß es ein taktischer Fehler gewesen, die Meldung der „Tägl. Rundsch.", das Jesuitengesetz werde demnächst fallen, mit einem lakonischen „Abwarten" abzuthun. Wenigstens veröffentlicht der klerikale Moniteur in seiner neuesten Nummer einen Artikel, der die Zuversicht ausspricht, das Jesuitengesetz werde in der That demnächst beseitigt werden: Fürst Hohenlohe habe die einleitenden Schritte hierzu bei den Bundesregierungen gethan, Graf Bülow müsse die Sache zu Ende bringen, wenn er das katholische Volk nicht schwer beleidigen wolle. — Einfacher kann man sich die Angelegenheit schwerlich zurecht legen. Für den Grafen Bülow aber steht die Frage doch etwas anders als für das Centrumsorgan. Wollte Graf Bülow wirklich die Aufhebung des Jesuitengesetzes betreiben, so könnte er nicht dem Vorwurf entgehen, gegenüber dem Centrum sich schwächer gezeigt zu haben, als es von Seiten des Bundesrathes seit Jahrzehnten der Fall war. Und die Folge hiervon müßte nothwendig ein kaum zu überwindendes Mißtrauen in allen nationalen Kreisen, gewisse hochconservative Cirkel ausgeschlossen, sein. Denn die Beschlüsse des Reichstages zu Gunsten der Beseitigung des Jesuitengesetzes haben das deutsche Volk ebensowenig hinter sich, wie jene Abstimmung des Reichstages, die dem Fürsten Bismarck Glückwunsch und Gruß zum 80. Geburtstage versagte. Graf Bülow würde ferner durch ein Eintreten für die Beseitigung des Jesuitengesetzes aus dem Grunde das Mißtrauen weitester Kreise des Volkes erregen, weil seine erste Kundgebung als Reichskanzler die Versicherung war, daß er bei der Führung seines Amtes seine Blicke stets auf die große und mahnende Gestalt des Fürsten Bismarck richten werde. Eine schärfere Abweichung von der politischen Praxis des Fürsten Bismarck aber, als die Aufhebung des Jesuitengesetzes, ist nicht leicht denkbar. Und wie verhängnißvoll letztere wirken müßte, erkennt man, wenn man sich der wesentlichsten Gründe erinnert, die den Fürsten Bismarck zum Festhalten am Jesuitengesetze bestimmten. Fürst Bismarck hat sich über sie namentlich in der Reichstagssitzung vom 28. November 1885 ausgesprochen, indem er gegenüber dem Abg. Dr. P. Reichensperger u. a. ausführte:

„Die Gefahr, die gerade die Thätigkeit der Jesuiten für Deutschland, seine Einigkeit und seine nationale Entwickelung hatte, liegt ja nicht in dem Katholicismus der Jesuiten, sondern sie liegt in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen. Nun haben wir gerade in Deutschland an nationalem Empfinden und nationaler Lebendigkeit keinen erheblichen Ueberschuß; ich möchte sagen, wir sind in der Richtung einigermaßen blutarm; es ist eine bedauerliche Leichtigkeit, mit der der Deutsche überall im Osten und Westen sich von seiner Nationalität lossagt, und die Wirkung der nationalen Empfindungen auf unsere Handlungen, auf unser Auftreten, auf unsere Persönlichkeit im inneren Parteiwesen ist leider Gottes eine außerordentlich geringe ... Es ist dieser Kosmopolitismus, diese Neigung zur Vaterlandslosigkeit, die gerade der Jesuitenorden mehr als irgend ein anderer durch seine Jugenderziehung fördert ... Die Jesuiten sind eine Gefahr für das geringe Maß, für den geringen Rest von Nationalgefühl, der einer großen Mehrzahl von uns Deutschen geblieben ist".

Da der Abg. Dr. P. Reichensperger sich darauf berufen hatte, daß Friedrich der Große und Katharina den Nutzen der Jesuiten nicht verkannt hätten, erwiderte Fürst Bismarck in derselben Sitzung:

„Die Jesuiten stellen sich mit der Macht gleich. Friedrich der Große war damals in Macht, er hatte nichts zu befürchten, er war stark genug, um sich ihrer zu erwehren. Katharina war es noch viel mehr... Heutzutage haben die Monarchen und die Conservativen nicht mehr in dem Grade die Macht; die Jesuiten würden auch heute mit der Macht gehen und sich mit der Macht zu stellen suchen und zu stellen wissen, mit der Macht der Zukunft. Der Herr Vorredner hat gesagt, die Jesuiten wären die Klippe, an welcher die Socialdemokratie scheitern würde. In seiner Weise — das glaube ich nicht; die Jesuiten werden schließlich die Führer der Socialdemokraten sein... Mit dem absoluten Königthum werden die Jesuiten immer gehen, mit dem absoluten Parlamentarismus auch, mit der absoluten Demokratie auch. Sie werden immer so schwimmen, daß sie dabei obenauf bleiben und eine gewisse Macht, vielleicht eine erschliche, mit ihrem stets steigenden Vermögen behalten."

Fürst Bismarck ist keineswegs von vornherein ein doctrinärer „Jesuitenhasser" gewesen. Konnte ihm doch während der Culturkampfzeit in Commissionsverhandlungen die Anklage entgegen gehalten werden, daß er die Jesuiten in stärkerem Maße begünstigt habe, als es für einen preußischen Minister zulässig sei. Er stellte das bis zu einem gewissen Grade auch nicht in Abrede; er sagte in der Herrenhaussitzung vom 24. April 1873 bei der Erwähnung jener Anklage:

„Ich habe das gethan — es ist eben die Probe gewesen —, ich habe den Kampf auf diesem Gebiete so lange gescheut und so lange zu vermeiden gesucht, daß ich fürchte, er ist fast zu spät von uns aufgenommen worden, daß ich die Friedfertigkeit, mit der ich verfahren bin, zu der ich gerathen habe, zu bereuen in manchen Stunden Grund habe."

Daß Graf Bülow, wenn er zu der Beseitigung des Jesuitengesetzes die Hand böte, seine „Friedfertigkeit" sicher bereuen würde, darüber scheint uns ein Zweifel ausgeschlossen zu sein. Wir hoffen daher, daß es ihm wie seinem Vorgänger gelingt, trotz allem Drängen von klerikaler Seite, die Entscheidung über die Jesuitenfrage auf bessere Zeit zu vertagen.

Die Municipalverwaltung der **ungarischen** Hauptstadt hat die Absendung einer Petition an die Regierung behufs Errichtung eines selbstständigen Zollgebietes beschlossen. Dieser Beschluß soll auf die fortgesetzten anti-ungarischen Agitationen in Oesterreich zurückzuführen sein. Es ist ja richtig, daß bei der gegenwärtigen Wahlbewegung in verschiedenen Parteiversammlungen auf die Abhängigkeit der österreichischen Reichshälfte von Transleithanien hingewiesen worden und sogar der Abgeordnete Baernreither hat in seiner im Pilsener Wahlkreise gehaltenen Rede angedeutet, daß die Rücksicht auf Ungarn die kräftige Förderung der wirthschaftlichen Interessen Oesterreichs beeinträchtige, aber von einzelnen radicalen Scharfmachern abgesehen, die dem Rufe „Los von Pest" folgen, kann man doch von eigentlichen „anti-ungarischen" Agitationen in Oesterreich kaum sprechen. Die Kundgebung des Pester Gemeinderathes ist mithin nur als Demonstration aufzufassen, die die Einschüchterung der Radicalen in Oesterreich bezweckt. Wenn im Pester Gemeinderath einige Redner der Meinung Ausdruck gegeben haben, daß das jetzige Verhältniß zu Oesterreich unhaltbar sei, weil es den Handel und die Industrie Ungarns schädige und dessen Entwickelung hindere, so setzen sie sich in Widerspruch mit der von den hervorragendsten ungarischen Politikern vertretenen Auffassung. Coloman Tißza und Graf Apponyi haben zwar mit Rücksicht auf die innere Krisis in Oesterreich angedeutet, daß Ungarn eine größere Selbstständigkeit in wirthschaftlichen Fragen anstreben müsse, wenn die Staatsmaschine in Oesterreich nicht ordentlich in Gang zu bringen ist, aber an eine Auflösung der Zollgemeinschaft haben sie wahrlich nicht gedacht und auch im Interesse der Machtstellung der Monarchie nicht denken können. Wie das offiziöse Ungarische Telegraphenbureau berichtet, wird dem Beschluß des Gemeinderathes nach der allgemeinen Auffassung der Presse keine praktische Bedeutung beigelegt. Der Beschluß gelte nur als symptomatischer Ausdruck zollpolitischer Strömungen, welche seit einigen Jahren an Stärke erheblich gewonnen hätten.

Deutsches Reich.

⊙ **Berlin**, 25. October. Der Bundesrath versammelte sich heute zu einer Plenarsitzung, die der Vorsitzende, Reichskanzler Graf von Bülow, mit einer Ansprache eröffnete, in welcher er der Verdienste seines Vorgängers, des Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, in herzlichen Worten gedachte und sodann hervorhob, er werde alle Kräfte daransetzen, im Sinne des großen ersten Kanzlers das gute Einvernehmen unter den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten unvermindert zu erhalten. Er entspreche damit nur den Intentionen des Kaisers, der überzeugt sei, daß in dem einmüthigen Zusammenwirken aller Glieder des Reiches die Stärke unseres geliebten Vaterlandes begründet liege. Schließlich ersuchte der Reichskanzler um die Unterstützung des Bundesrathes. Der bayerische Gesandte Graf von Lerchenfeld-Köfering drückte darauf die volle Befriedigung seiner Regierung über die Ernennung des Grafen von Bülow und ihr Vertrauen zu dessen Person mit dem Bemerken aus, daß er im Sinne auch der übrigen Bundesregierungen spreche. — Nach dem Eintritt in die Tagesordnung wurde dem Entwurf eines Gesetzes wegen der Controlle des Reichshaushalts, des Landeshaushalts von Elsaß-Lothringen und des Haushalts der Schutzgebiete für 1900, sowie dem Entwurf einer Verordnung über das Verfahren vor den Schiedsgerichten für Arbeiter-Versicherung die Zustimmung ertheilt. Die Uebersicht der Reichs-Ausgaben und Einnahmen für 1899 und der Antrag wegen Entlastung der Rechnung der Casse der Ober-Rechnungskammer und des Rechnungshofes für 1898/99 wurden dem Ausschusse für Rechnungswesen überwiesen. Außerdem wurde beschlossen, daß die in der letzten Session des Reichstags nicht erledigten Entwürfe einer Seemanns-Ordnung und der Nebengesetze dem Reichstage unverändert wieder vorgelegt werden sollen. — Vor der Plenarsitzung berietheu der Ausschuß für Handel und Verkehr und die vereinigten Ausschüsse für Handel und Verkehr und für Justizwesen.

* **Berlin**, 25. October. Die Entstehung des Buck'schen 12 000-Mark-Rundschreibens sucht die „Post" folgendermaßen zu erklären:

„Aus Anlaß einer andere Geschäftsangelegenheiten betreffenden Unterredung zwischen einem Rathe des Reichsamts des Innern und dem Generalsekretär Buck äußerte sich der erstere etwa folgendermaßen: „Herr Generalsekretär, der Centralverband deutscher Industrieller interessirt sich ja lebhaft für die Verwirklichung des von Sr. Majestät in der Bielefelder Rede aufgestellten Programms wirksamen Schutzes der Arbeitswilligen. Es bietet sich jetzt die Gelegenheit, dieses Interesse in einer der Sache förderlichen Weise zu bethätigen. Ein Preßunternehmen, welches den Standpunct der Bielefelder Kaiserrede längst mit Eifer und Geschick vertritt, beabsichtigt seine Thätigkeit erheblich zu erweitern, namentlich zu dem Zwecke, um den socialdemokratischen Gegenagitationen bei den breiten Massen der Bevölkerung erfolgreich entgegentreten zu können. Die Verwirklichung dieser Absicht hängt aber von der Gewährung eines Kostenzuschusses von 12 000 ℳ ab, weil andernfalls die Kosten die Leistungsfähigkeit des Unternehmens übersteigen würden. Vom Standpuncte der Regierung kann die Verwirklichung der Absicht nur erwünscht erscheinen, aber eine finanzielle Unterstützung kann schon aus dem Grunde nicht gewährt werden, weil der Regierung bekanntlich Mittel für diese Zwecke nicht zur Verfügung stehen. Der Centralvorstand oder seine Mitglieder würden sich aber im Interesse der von ihnen selbst unterstützten Sache Verdienste erwerben, wenn sie in die Lücke einspringen wollten, und Sie, Herr Generalsekretär, wären durchaus die gegebene und geeignete Person, die Sache zu inscenisiren." Worauf der Generalsekretär etwa geantwortet haben mag: „Ich erkenne an, daß das beabsichtigte Preßunternehmen dem Standpunct des Centralverbandes entspricht und seine Förderung daher mit dessen Zielen vereinbar sein würde. Ich bin daher bereit, die Vermittelung zur Schaffung des nöthigen Kostenbeitrags zu übernehmen." Hierauf wird das Geld gesammelt und an die dafür in Aussicht genommene Stelle abgeführt."

Dieser Art des Entstehens widerspricht der Brief des Herrn Buck direct; aber auch wenn die Sache sich so verhielte, wie die „Post" erzählt, bliebe der betr. „Rath" des Reichsamts des Innern der „Anreger" und der Sammler, und das ist die Hauptsache. Bemerkt sei noch, daß der „Vorwärts" der Ansicht ist, mit der 12 000 ℳ sei es dem bekannten Verlage des Pastors Hülle ermöglicht worden, die Agitation zu Gunsten der Arbeitswilligen-Vorlage im großen Maßstabe zu betreiben.

— Das Armee-Verordnungsblatt veröffentlicht folgenden Armee-Befehl: „Heute sind hundert Jahre seit dem Tage verflossen, an dem der General-Feldmarschall Graf v. Moltke das Licht der Welt erblickt hat. Dankerfüllten Herzens preise Ich die Gnade des Allmächtigen, der dem Vaterlande diesen Mann geschenkt hat; voll freudigen Stolzes beglückwünsche Ich Mein Heer, das diesen Feldherrn sein eigen nennen durfte. Die Thaten des verewigten Feldmarschalls, der in den glorreichen Kriegen von welterschütternder Bedeutung Meinem unvergeßlichen Herrn Großvater als treuer Berather zur Seite gestanden hat, sind mit Flammenschrift auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet. Unauslöschlich wird in Meiner Armee die Erinnerung an ihn fortleben, dem bis zum letzten Tage seines gottgesegneten Lebens es in strenger Selbstzucht, treuer Pflichterfüllung und unwandelbarer Vaterlandsliebe Niemand zuvorgethan hat. Möge dieses Muster aller Kriegertugenden der Armee bis in die fernsten Zeiten ein Vorbild sein, aus dem sie neue Kraft schöpft zur vollkommenen Erfüllung der erhabenen und schweren Aufgaben, die ihr zugewiesen sind.

Berlin, den 26. October 1900. **Wilhelm.**

— Eine heute Abend erschienene Sonderausgabe des „Militärwochenblatts" ist dem Andenken des Feldmarschalls Grafen Moltke gewidmet. Der darin enthaltene erste Aufsatz schildert die allgemeine Bedeutung des verewigten Feldmarschalls, während der zweite seine taktisch-strategischen Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871 bespricht.

— Der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, v. Kröcher, hat dieser Tage mit dem Minister des Innern, Freiherrn v. Rheinbaben, conferirt. Wie ein Berichterstatter wissen will, hätte es sich dabei um die Frage der Berufung des Landtages gehandelt, die Regierung beabsichtige, den Landtag am 10. oder 15. Januar zu berufen.

— Zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika soll nach der „Tgl. Rdsch." Generalmajor v. Trotha, der ehemalige Commandeur der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe ausersehen sein. Der Genannte bekleidet zur Zeit eine Commandostelle bei dem ostasiatischen Expeditionscorps.

— Der nunmehrige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. Freiherr v. Richthofen, der bisher die Stelle eines Stellvertreters beim Bundesrath bekleidete, ist, wie die „Kreuzztg." hört, zum Bevollmächtigten des Königreichs Preußen beim Bundesrath ernannt worden.

— Der Verein deutscher Studenten beging heute in der „Philharmonie" die Hundertjahrfeier Moltke's. Es nahmen eine glänzende Gesellschaft, Vertreter der Behörden von Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, sowie höhere Officiere Theil. Von Moltke's Familie waren der Generalmajor Graf Moltke und der Regierungspräsident v. Moltke anwesend. Die Brudervereine hatten Abordnungen entsandt. Der prächtig dekorirte Saal war mit achtzehn langen Tafeln gefüllt, die dicht besetzt waren; auf den Galerien saßen Hunderte von Damen in Festtoilette. Den Trinkspruch auf den Kaiser brachte cand. jur. Ohm aus. Die Festrede hielt Generalmajor Graf Zeppelin, der Moltke als Vorbild der Jugend feierte, worauf Prof. Felix Dahn Moltke in einer kraftvollen Dichtung pries. Der Rector der Universität, Prof. Harnack, besprach das Zeitalter Wilhelms des Großen und erinnerte an das Zusammenwirken Moltke's, Bismarck's und Roon's. Nachdem Generalmajor Graf Moltke Namens der Familie Moltke und der Armee seinen Dank ausgesprochen hatte, schloß die officielle Feier.

— Hier angekommen sind der Generaladjutant weiland Kaiser Wilhelm's I., Generaloberst der Cavallerie Freihr. v. Loë, aus Coblenz, der Oberpräsident von Posen Dr. v. Bitter, der Bevollmächtigte zum Bundesrath sachsen-altenburgische Staatsminister v. Helldorf. Der preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, kaiserliche Wirkl. Geh. Rath Freihr. v. Rotenhan, hat Berlin wieder verlassen und sich nach München begeben.

— Der bisherige Generalconsul in Kalkutta v. Waldthausen, an dessen Stelle der bisherige erste Botschaftssekretär in Washington Frhr. Speck v. Sternburg tritt, ist auf ein Jahr beurlaubt worden. Er trat im Mai 1880 als Referendar im Bezirk des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M. in den Justizdienst, wurde im Februar 1885 Gerichtsassessor, wurde bald darauf zum Consulatsdienst beurlaubt und schied 1888 endgiltig aus dem Justizdienst. Er ging als zweiter Sekretär nach Madrid, 1889 nach Tokio und übernahm dort 1892 nach dem Abgang des Gesandten v. Holleben auch Washington die interimistische Leitung der Geschäfte. Im Mai 1893 zum Legationsrath befördert, ward er im Sommer jenes Jahres zum zweiten Sekretär in Petersburg ernannt und vertauschte diese Stellung im Jahre 1894 mit Rom. Seit December 1895 war er Generalconsul in Kalkutta.

— Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, General v. Liebert, welcher einige Zeit zum Besuche der Weltausstellung in Paris weilte, ist von dort wieder zurückgekehrt und hat zunächst bei seinen Verwandten in Pieverstorf bei Penzlin in Mecklenburg Aufenthalt genommen.

— Die Conferenz der Landeshauptleute und Landesdirectoren der preußischen Provinzen sollte ursprünglich am Mittwoch, 24. d. M., hier stattfinden. Auf Wunsch des Landesdirectors Dr. Klein aus Düsseldorf, der den Kaiserfeierlichkeiten am Rhein beiwohnte, ist die Conferenz auf Freitag, 26. d. M., 11 Uhr Vormittags, verlegt worden.

---

aus ihnen werden sollte. Diepold hatte sie vor Wolf Hahnsing und dem Junker von Hohnack jedoch gewarnt. Er wußte, daß sie falsch waren, ebenso, wie er wußte, daß er unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verschulden war. Ihr Bruder Ulrich hatte seinen treuesten Freund von seiner Seite verbannt — zwei Scharten zu Liebe. Was war der Zweck dieser Machinationen, fragte sich nun die junge Dame, und wie war das Unglück wieder gut zu machen? Sie hatte Ulrich derb zugesetzt, hatte ihm von früh bis Abends in den Ohren gelegen, um ihn von seinem Irrthume zurückzubringen, aber vergebens. Ulrich mußte das Gottesurtheil als Beweis anerkennen — der Menge wegen. Er hatte keinen anderen.

Nun saß Edelinde auf dem einsamen Felsen, schaute grüblerisch in das maifrische, frühlingglänzende Thal hinunter und verwünschte ihr Schicksal, das sie zu einem Mädchen gemacht, und sie zur Unthätigkeit verdammt hatte. Wie schön dachte sie sich's, als Mann für Gut und Recht zu streiten, das Schwert an der Seite, das Banner in der Faust. Und sie saß auf einer einsamen Burg, unthätig, ohnmächtig, die Sehnsucht und Liebe im Herzen.

Plötzlich lauschte sie mit angehaltenem Athem hinunter in den Burghof, wo Veit auf einem alten Haubitzenrohr saß und fiedelte und sang. Veit war für verliebte Mädchen und Frauen wie gemacht. Seine etwas zarte Gestalt, sein sprechendes Auge, das bald lustig übermüthig, bald träumerisch sehnsüchtig blickte, der keimende Schnurrbart, seine süße einschmeichelnde Stimme und vor Allem sein hinreißendes, leidenschaftliches Geigenspiel gewann ihm alle Herzen, die dem kleinen Liebesgott die Ruhe und den Sinn geopfert. Auch Edelinde von Rappoltstein hörte in den einsamen Stunden ihrer Burggefangenschaft gern den kleinen Liedern zu, an denen Veit unerschöpflich schien.

Leise, aber innig und melodisch klang es herauf:

„Ich hört' ein Sichelin rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Maid klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlor'n.

— — Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht' nicht, wie es geht,
Ich hab' mir ein' Buhlen erworben
Im Veiel, im grünen Klee.

Hast einen Buhlen erworben
Im Veiel im grünen Klee?
So steh' ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh."

Rasch stand Edelinde auf und ging hinunter nach dem Burghof, wohl zunächst in der Absicht, mit Veit ein wenig zu plaudern. Als sie aber unten ankam, sah sie schon Herrn Richbert's Friedel neben Veit auf dem Haubitzenrohre sitzen. Das erschien Edelinden ein sonderbarer Contrast, die Beiden, die momentan gewiß nicht an Krieg und Blutvergießen dachten, in harmlosem Geplauder auf dem Haubitzenrohre, das wohl zu ganz anderem Zwecke gemacht war, als verliebten Leuten als Ruhebank zu dienen. Aber da gerade noch Platz war, so setzte sich auch Edelinde mit zu ihnen.

„Woher hast Du all' die hübschen Lieder, Veit?" fragte sie.

„Von den Waldvöglein", antwortete er lustig.

„Nein, nein, im Ernst, Veit."

„Im Ernst", versetzte er ernsthafter, „oder glaubt Ihr mir nicht, wenn ich Euch sage, daß mir, ich und die Waldvöglein, uns gut verstehen? Soll ich Euch sagen, was die Vögel erzählen?"

„Laß hören."

„Wenn die Lerche im Frühjahr schmetternd in die Luft steigt, jubilirt und trillert, das Einem das Wamms zu eng wird, wißt Ihr, was sie dann zu mir sagt?"

„Nun?" fragten die Mädchen Beide zugleich begierig.

„Dann sagt sie: „Verkaufe Deinen Wintermantel, denn es wird Sommer."

„Ach, geh', Veit", rief Friedel empört und enttäuscht zugleich, „Du bist ein schlimmer Bursch."

„Und wenn im Herbst das Rothkehlchen geschäftig und eifrig hin und her flattert mit seinem ewigen Tink, Tink, Tink, Tink, wißt Ihr, was es sagt?"

„Was sagt es denn?"

„Es sagt, daß die Menschen Friesklleider anziehen möchten, damit sie sich nicht erkälten."

„Ach, Du bist garstig, Veit. Geh', Du bist nicht lieb. So etwas wollen wir nicht hören", schmollte Friedel weiter.

„Aber die Nachtigall", fuhr Veit lachend fort, „was die Nachtigall sagt, das kann ich selbst nicht sagen, das muß ich spielen."

Und, die Fiedel ansetzend, begann er zu spielen, indem er mit vielem Geschick und sehr getreu die Töne des Nachtigallengesanges auf der Geige nachahmte. Dabei plauderte er weiter:

„Die Nachtigall ist der loseste Vogel unter'm Himmel, der die Menschen verrückt macht. Hört nur ihr Tällit, Tällit, das sie flötend in den Wald hinaus seufzt. Als der heilige Bernhardt nach Kloster Himmerod kam, that er alle Nachtigallen in den Bann, um die Mönche vor weltlicher Lust und Sünde zu behüten, und der Troubadour Frauenlob singt:

„O Nachtigall, klein Waldvöglein, wie hast Du mein Herz betrogen!
Hütet Euch, ihr Mägdlein fein, es ist ein loser Vogel."

Dann, unwillkürlich vom Sprechen zum Singen übergehend, fuhr Veit fort:

„Frau Nachtigall, klein Waldvöglein — laß du dein helles Singen!
— — Ich bin des Waldes ein Vöglein klein — und Niemand kann mich zwingen.
Bist du des Waldes ein Vöglein klein — und Niemand kann dich zwingen,
So zwingt dich der Reif und der kalte Schnee, wenn das Laub fällt von der Linden.
— — Und wenn die Linde ihr Laub verliert, behält sie nur die Aeste,
Daran gedenkt, ihr Mägdelein, und haltet eur' Krönglein feste.
Und ist der Apfel rosenroth, der Wurm der ist darinne,
Und ist der Gesell all' säuberlich, er ist von falschem Sinne.
Daran gedenkt, ihr Mägdelein jung, und laßt euch nicht betrügen,
Und loben euch die Gesellen viel, thun nichts, denn daß sie lügen. —

Weiche, linde Frühlingsluft und Maienluft fuhr über die einsame Höhe der Burg Hohnack hin, ringsum sprossende Felder und Wälder, überall Zeichen der wohligen, süßen Gewalt des neuen Frühlings. Blüthen- und düfteschwangere Luft, Bienengesumme und heller, warmer Sonnenschein, erwachende Natur ringsum. Auf dem Haubitzenrohre im Burghof wurde es eine kleine Weile stumm, und obgleich Veit neckisch-launig, im lustigen Uebermuth sang und spielte, stand Edelinde doch plötzlich ernst auf, trat, um ihre tiefinnerliche Bewegung vor den Beiden zu verbergen, an den Mauerrand, und schaute über diesen hinunter in das Land.

Betroffen folgte ihr Walfriede, lehnte sich schmeichelnd an sie an, nahm mit zarter Gewalt ihre Hand von den Augen und sah plötzlich, daß Edelinde weinte.

„Herrin!" bat Friedel betroffen. Aber Edelinde wehrte sie verschämt ab und schien für ihre Innerlichkeit, für ihre tieftraurige Stimmung inmitten all' der Frühlingsluft und süßen Tändelei keine Worte zu finden. Gleichwohl wußte und fühlte Friedel, um was es sich handelte. Ihre Herrin konnte die Thränen nicht zurückhalten, weil gerade das Glück ihre Sehnsucht weckte und sie an dem Glücke Anderer ihren eigenen Verlust maß.

„Ihr sollet nicht weinen, Herrin", suche Friedel, sanft zureden, fort. „Ist hier nicht Alles wunderschön? Kommt nicht der Sommer mit seinen tausend Freuden? Er wird auch Euch die Erfüllung Eurer Wünsche bringen."

„Wer sagt Dir das?" entgegnete Edelinde, und als Friedel momentan keine andere Antwort, darauf wußte, als einen zärtlichen, theilnehmenden Blick, fuhr sie fort:

„Du hast gut reden, Friedel. Du lebst in den Tag hinein, entbehrst nichts und freust Dich, wie ein junges Blut sich freut, wo mir jede Stunde durch bange Befürchtungen, durch Sorge und Angst vor Kriegsnoth und Unglück vergällt wird. Und Niemand ist da, der mich tröstet, der mich aufrichtet, wenn mich die Furcht vor einem grausamen Schicksal darnieder schlägt."

Friedel sah vor sich hin. Das waren viele Worte auf einmal, dachte sie, wo ihre junge, schöne Herrin doch in zwei Worten viel klarer und bestimmter sagen konnte, was ihr fehlte. Warum sprach sie diese Worte nicht aus? Wollte sie nicht? Oder schämte sie sich ihres Herzensgeheimnisses?

„Ihr solltet Jemand nach Andlau senden", antwortete sie plötzlich leise und verstohlen.

Edelinde seufzte tief auf, antwortete aber noch nicht, sondern sah nur mit starrem, thränennassen Augen in das vor ihr liegende, in Frühlingsluft und Sonne flimmernde Thal.

„Wenn Herr Diepold nur erst weiß, wo Ihr seid, Herrin, wird es ihm an Mitteln und Wegen nicht fehlen, um Euch zu trösten", fuhr dann Friedel nach einer kleinen Pause fort.

„O, was Du denkst, ich sollte —"

„Ei, weshalb denn nicht? Wer soll sich denn auf der Welt noch verstehen und verständlich machen, wenn nicht zwei, die sich lieben?"

„Das sagst Du so. Aber — wen soll ich senden? Herr Gilg Martens wartet so wie so schon auf weitere Mannschaft und kann keinen Mann entbehren."

„So sendet Veit", sagte Friedel kurz.

„Veit? Und wenn ihm etwas passirte, unterwegs? Andlau ist weit und die Zeiten unruhig."

„Was soll ihm denn passiren? Er ist ja kein Kriegsmann. Ein Fiedler, wie er, kommt überall durch."

„Und das sagst Du, Friedel? Du wolltest ihn hier missen?"

„Je nun, die Sehnsucht ist doch auch schön. Und das Wiedersehen —"

Eigentlich war das ja nicht richtig. Friedel bangte wohl um Veit und dachte noch mit Grauen an die Tage, wo er im Thurme zu Rappoltsweiler gelegen. Diese Art Sehnsucht wünschte sie keinem Hunde, um wie viel weniger sich. Der Hauptgrund, weshalb sie sich zu dem opferfreudigen Anerbieten entschloß, war, daß es sie in ihrem liebevollen Herzen drängte, ihrer Herrin in der Noth zu helfen, wie diese es ihr auch gethan. Nur hielt sie eine eigenthümliche verschämte Schüchternheit ab, das zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)